

DIE INTEGRIERTEN



DEUSHTÜRKEN
Oktay Özdemir und
Hülya Kandemir

Berliner Türken in Schwarz-Rot-Gold, an Autos von Migranten
Deutschlandfähnchen – nach fünf Jahrzehnten Einwanderung
richtet sich der Blick auf jene Neubürger, die in diesem Land eine
Heimat gefunden haben und nicht Fremde geblieben sind.

VON BARBARA SUPP (DER SPIEGEL 27/2006)



Hülyas Mutter war sehr schön und ihr Vater sehr argwöhnisch, wenn die Mutter nur Brot holen ging – daheim in der Türkei –, blieb er hinter der Gardine stehen, um zu sehen, ob sie mit fremden Männern sprach. Er wusste, Deutschland würde voll fremder Männer sein, aber er würde aufpassen, würde Geld verdienen und mit ihr in die Heimat zurückkehren, nach ein paar Jahren Almanyia. So dachte er. Aber dann wollten die Deutschen Hülyas Vater nicht, sie wollten nur seine Frau.

Hülya Kandemir, eine schmale Gestalt unter weißem Kopftuch in einer stillen Ecke des Münchner Westparks, schaukelt ihr Baby und denkt an ihre Eltern, 1973 kamen sie nach Deutschland, einfach war es nicht. Deutschland war streng. Man musste Tests bestehen, um den Anwerbern zu genügen, sie wollten starke, gesunde Arbeiter, Hülyas Vater war nicht stark. Er hatte es mit der Lunge, also musste er ertragen, dass Hülyas Mutter unglücklich ohne ihn aufbrach. Ein Transport nahm sie mit zu einer Porzellanfabrik im Oberpfälzer Wald.

HÜLYAS MUTTER ließ ihren Mann und fünf Kinder zurück und zog in ein Land, dessen Sprache sie nicht sprach, aber was „Familiennachzug“ bedeutet, lernte sie schnell. Sie holte ihren Mann zu sich und die Kinder, aber niemand dachte damals: Das ist für immer. Wir bleiben.

Sie sind geblieben, so wie Millionen von Migranten geblieben sind, in einem Einwanderungsland, das nichts davon wissen wollte, dass es eines war. Und das sich heute erst dieser Erkenntnis stellt.

Jetzt wehen deutsche Fahnen gemeinsam mit türkischen in Berlin-Kreuzberg, jubeln Deutschtürken über die deutsche Fußball-Nationalmannschaft, schmücken sich Kölner Fans mit Togo-Perücken, jetzt könnte man meinen: Es gibt sie, die Integration, sie funktioniert.

Aber eben erst hat die Pisa-Untersuchung ergeben, wie dramatisch schlecht Migrantenkinder in der Schule abschnitten, eben erst hat der Skandal um die Rütli-Schule mit ihren 83,2 Prozent Migrantenkindern, mit prügeln den Schülern, mit terrorisierten Lehrern eine Wirklichkeit grell beleuchtet, die in der Feierlaune nicht sichtbar bleibt.

Während manche niemals heimisch werden – warum lassen sich andere auf diese Gesellschaft ein? Was muss geschehen sein in ihrem Leben? Es lohnt sich, die Biografien derer zu betrachten, die angekommen sind in der Mitte der Gesellschaft, wie Hülya Kandemir, Saliha Scheinhardt, Aytac Eryilmaz, Oktay Özdemir, Einwanderer der ersten, der zweiten, der dritten Generation.

Menschen „mit Migrationshintergrund“, so heißt das Wort, das man jetzt erfunden hat, das sind 15 Millionen von 82 Millionen Einwohnern, jeder Fünfte ist nach Deutschland eingewandert oder stammt von Einwanderern ab. Rund acht Prozent derer, die hier leben, haben keinen deutschen Pass. Deutschland ist ein Einwanderungsland, das sagen die Zahlen schon lange.

Aber sie wollten das nicht, die deutschen Regierungsvertreter, die im Dezember 1955 mit den Italienern den ersten Anwerbevertrag unterschrieben. Sie wollten nicht Einwanderer, sondern Arbeitskraft, bedarfsgerecht akquiriert und befristet, für die boomende Nachkriegsökonomie. Die Fremden waren willkommen, aber nicht sehr. Niemand

sprach von Integration, als die „Gastarbeiter“ aus dem Süden kamen, aus Griechenland, Spanien, Portugal, Tunesien, Jugoslawien, aus der Türkei.

Das Versprechen war nicht wie in Amerika: Komm, und versuch dein Glück zu machen. Das Versprechen war: Komm, und schufte eine Weile, und verschwinde.

Fremdheit ist relativ und veränderbar, das war immer schon so, kommt eine neue Gruppe von Migranten, dann steigen die Vorgänger in der sozialen Achtung auf. Ohnehin hatten es Italiener leichter als die Türken, die ihnen folgten. Italien, so brachten es die Deutschen ihren Schulkindern bei, war immerhin das Land von Michelangelo und Leonardo da Vinci, von Cicero, Dante und dem Papst.

Die Türken aber – das Willkommen war noch kühler als bei den Italienern, meistens jedenfalls. Man holte sie, ab 1961, weil nach dem Bau der Berliner Mauer der Zuzug aus dem Osten fehlte. Man wusste wenig über die Menschen mit den vielen Ö und Ü im Namen, und außerdem hatten sie noch ihre fremde Religion, den Islam.

FAMILIE KANDEMIR, in der Oberpfalz, war gemäßigt religiös, Hülyas Mutter kochte streng muslimisch, aber das Kopftuch trug sie nicht. Hülya, 1975 als erstes Kind in Deutschland geboren, war das sechste von zehn. Die Großen hatten auf die Kleinen zu achten und bald von der Schule zu gehen, um Geld zu verdienen, so war es, sagt Hülya, das „System Kandemir“. Sie hat es geliebt und verlassen und dann wieder vermisst, dieses System.



Anfangs wohnten noch Deutsche mit in ihrer grauen Straße in Fabriknähe, später nicht mehr. Deutsch sprechen war nicht nötig, auch in der Firma nicht, dass die Arbeiter es könnten, erwartete keiner, und Hülyas Eltern kümmerten sich nicht darum. Deutschland war ein Land, das Kaffeemaschinen und Autos und Geld für ein Häuschen in der Heimat versprach und gute Ärzte, die Hülyas Vater vielleicht retten würden.

Fremder Ort, fremde Sprache, fremde Arbeit – ein Migrant muss erfüllen, wie das soziale Miteinander im neuen Land funktioniert. Muss sich selbst permanent infrage stellen: Wie weit kann ich, wie weit soll ich mich anpassen?

Der scheinbar leichtere Weg heißt: Ich muss es nicht. Ich werde mein Leben, das wahre Leben, auf später verschieben. Wir werden Fabriken gründen in Anatolien, das war so ein Sechzigerjahre-Migrantentraum. Man schufftet und ist abends zu kaputt für den Deutschkurs, man sucht nicht den Aufstieg, sondern Überstunden und Sonderschicht. Der Aufstieg wird dann später in der Heimat, so hofft man, die Sache der Kinder und Kindeskinde sein.

„DU HOLST UNS AUS DEM SCHLAMM“, das bekam das Mädchen Saliha von seinem Vater zu hören, ein Versprechen, aber auch eine Bürde besonderer Art. Saliha Scheinhardt, 1950 im anatolischen Konya geboren, ist eine dunkle, sehr



lebendige Frau auf einem Podium im Hamburger Literaturhaus, Schriftstellerin, Kind einer streng religiösen Mutter, die der Tochter die Schulsachen versteckte, weil sie keine andere Lektüre dulden wollte als den Koran. Und eines Vaters, der auch die Töchter zur Schule schickte,

was nicht üblich war, und der Saliha sogar erlaubte, aufs Gymnasium zu gehen.

Nachmittags führte Saliha Touristen durch die Altertümer von Konya, und so traf sie auf diesen Jungen aus Deutschland, Hartwig Scheinhardt aus Bremen, Theologiestudent. Es gab keine Küsse, aber Reden und Spaziergehen, und als er zurückfuhr, schickte er Briefe in immer besser werdendem Türkisch, und manchmal, wenn er es sich leisten konnte, schickte er 20 Mark. Für einen Sack Holzkohle. Ein großer Tag.

Du wirst uns aus dem Schlamm holen, sagte der Vater, mach es, lerne. Du kannst auch in Deutschland zur Schule gehen, wir werden heiraten, sagte Hartwig. Er muss Muslim werden, sagte Salihas Mutter, und Saliha, lange nicht so religiös wie ihre Mutter und später gar nicht mehr, bat ihn, sich darauf einzulassen, und das tat er, formell zumindest, damit die Mutter zufrieden war. So kam Saliha mit 17 nach Bremen, Mitte Oktober 1967, im Regen, im selbstgenähten Sommerkleid, was für ein Himmel, dachte sie, was für ein Land.

Es war ein Land, das Bildung und Freiheit versprach, so sah es Saliha, und der Weg in die Freiheit führte über die Fabrik. Sie nähte Unterhosen, verdiente 220 Mark im Monat, ein Drittel davon zum Leben, ein Drittel zum Heimschicken, ein Drittel zum Sparen, für die Hochzeit und für später, sie war sicher, eines Tages würde sie studieren.

Sie sah Deutschland von unten und beobachtete genau, auch Unterwürfigkeit manchmal, „wenn der Vorarbeiter schimpft mit Hans und Heinz, die ihm widersprechen, aber er zu Ahmet sagt: Du bist ein guter Junge. Ahmet macht alles recht“.

Nicht ohne Grund waren es ja die Gewerkschaften, die sich am meisten um die Eingliederung der Neuen bemühten. Sie setzten durch, dass diese arbeits-, tarif- und rentenrechtlich gleichgestellt wurden – schon aus Angst um den eigenen Lohn.

Es kam die Zeit, da auch unter den Migranten in den Fabriken die Unruhe wuchs, zwei Arten von Unruhe eigentlich: Die einen forderten Gebetsräume und Gebetspausen. Die anderen forder-

- 1
Deutsch-türkische Freundschaft
- 2
Familien in Berlin-Neukölln
- 3
Türkischer Gemüsestand mit Deutschlandfahne
- 4
Straßenfest in Berlin-Kreuzberg



ten besseren Lohn. Gebetsräume – ein Wunsch, der gern erfüllt wurde in den Siebzigerjahren. Gab die Fabrikleitung nach, dann war Ruhe.

Die anderen, die mit den gewerkschaftlichen Forderungen, sorgten für Aufsehen in der Republik, mit den „Türkenstreiks“ in den frühen Siebzigern – Arbeitskämpfe mit Migranten in vorderster Front.

Vielleicht spielten die „Türkenstreiks“ tatsächlich eine Rolle, vielleicht war es auch eher die düstere Gesamtwirtschaftslage – 1973 jedenfalls erging der Anwerbestopp, der nur noch Arbeitsmigranten aus EU-Ländern ins Land ließ, also Italiener, Griechen, Spanier, Portugiesen, aber keine Türken mehr. Der Stopp sollte die Zahl der Türken im Land verringern, doch er sorgte für das Gegenteil. Es könnte die letzte Chance sein, dachten viele, und holten ihre Kinder aus der Heimat nach.

Längst waren Wohnviertel entstanden, in denen die Zugereisten unter sich blieben, Berlin-Kreuzberg, Duisburg-Marxloh, Hamburg-Wilhelmsburg, weil dort die billigen Wohnungen waren und die Wärme, aber auch der Druck der engen Nachbarschaft. Der Deutsche Städtetag



KANEMIR, ERYILMAZ

Es lohnt sich, die Biografien derer zu betrachten, die angekommen sind in der Mitte der Gesellschaft

warnte schon 1974, die katholische Kirche sah eine „Generation ohne Hoffnung“ heranwachsen. Das Bundesarbeitsministerium sah ein „Subproletariat“ entstehen.

Es gab jene, die die Fremden nicht schnell genug loswerden konnten, im konservativen und rechten Spektrum vor allem. Und jene anderen, eher bei Linken und Grünen zu finden, die Zuwanderer als Bündnispartner verstanden gegen deutschen Nationalismus und deutschen Mief. Integration war nicht so wichtig. Irgendwann würde sie sich ergeben. Forderungen stellen? Wieso?

Saliha, auf ihre Hochzeit sparend, hatte eine Schwiegermutter, bei der sie leben konnte, eine Pastorenwitwe, die ihr Weihnachten und die „Brandenburgischen Konzerte“ nahebrachte und Deutsch mit ihr sprach.

Deutsch für das Studium, Deutsch für die Schule in der norddeutschen Provinz, an der Saliha Scheinhardt später unterrichtet hat, auf Deutsch formulierte sie ihre Texte, als sie den Beruf wieder aufgegeben hatte. Sie hatte den Eindruck, dass man sie nicht ernst nahm in ihrer Arbeit, also schrieb sie nun.

Schrieb über Dinge, die Wirklichkeit waren, sie wusste um die Gewalttradition, die archaisch-patriarchalischen Machtstrukturen in Teilen der Einwanderergesellschaft, wusste um Zwangsehen, Familiengewalt, um die Unterdrückung türkischer Frauen. Als eine der Ersten hat sie davon erzählt.

„Frauen, die sterben, ohne dass sie gelebt hätten“ heißt ihr erstes Buch, erschienen im Jahr 1983. Es basiert auf der wahren Geschichte eines jener Mädchen, die zum Heiraten nach Deutschland geholt werden, weil sie kein Deutsch sprechen und sich nicht wehren können. Es ist die Geschichte einer Importbraut, die der Gewalt ihres Mannes unterworfen ist, keine Lösung mehr sieht, als ihn umzubringen, und ausgerechnet im Gefängnis zum ersten Mal so etwas wie Freiheit erfährt. Als „Abschied vom falschen Paradies“ kam es in die Kinos, von den Feuilletons wahrgenommen, nicht aber von der Politik. Der gesellschaftliche Mainstream interessierte sich nicht sehr für diese Dinge, hielt sie für innertürkische Probleme, die verschwinden würden, wenn die Türken gehen. Doch das taten sie nicht.

Rund 50 Prozent derer, die als „Gastarbeiter“ kamen, sind über die Jahre in ihre Länder zurückgekehrt, die andere Hälfte blieb. Die Träume von Fabriken in Anatolien waren gescheitert an Unwissen, Bürokratie oder Korruption. Dafür stieg die Zahl der Bausparverträge in Deutschland, der deutsch-türkischen Unternehmen, der deutsch-türkischen Gymnasialisten, eine deutsch-türkische Mittelschicht entstand. Und andererseits eine Unterschicht, deren Lage sich in den Achtzigerjahren verschärfte, weil bei Krupp, bei Thyssen, in den Kohlezechen die Arbeitsplätze verschwanden – dort, wo früher ein Einwanderer meist seine Arbeit fand.

DIE TÖNE WURDEN SCHÄRFER, es schlug die Stunde der Demagogie. Ein „Heidelberger Manifest“ rechtsgesinnter Wissenschaftler stellte sich „gegen die Unterwanderung des deutschen Volkes durch Ausländer, gegen die Überfremdung unserer Sprache, unserer Kultur und unseres Volkstums“. Mit dem Slogan „Deutschland den Deutschen“ zog die NPD durch die Republik. Und der Hass hatte ein neues Ziel: Asylbewerber, deren Anzahl von etwa 100 000 im Jahr 1980 auf fast doppelt so viele im Jahr 1990 stieg.

Asylbewerber waren jetzt nicht mehr, wie zur Zeit des Kalten Krieges, die Schutzbedürftigen auf der Flucht vor einem unmenschlichen sozialistischen System. Sie waren Flüchtlinge aus aller Welt, und die Anerkennungsquote sank, 80 Prozent waren es in den Siebzigerjahren, Anfang der Neunziger nur noch 2 bis 3 Prozent. Den anderen gelang es nicht, dem deutschen Staat zu beweisen, dass sie nicht vor ortsüblichem Elend geflüchtet waren, sondern eindeutig vor persönlicher, gegen sie gerichteter staatlicher Gewalt. Wer Glück hatte, durfte trotzdem bleiben, geduldet, auf Zeit.

Aytaç Eryilmaz, 1952 im türkischen Zonguldak geboren, war Drucker und Verleger. Er saß nach dem Militärputsch von 1971 mehrere Monate im Gefängnis und nach dem von 1980 wieder, weil er die falschen Bücher herausbrachte. Es wurde ihm verboten, künftig Bücher zu verlegen, man drohte ihm mit Haft. 1985 ging er nach Deutschland, seine Tochter, die er mitbrachte, war damals drei.

Aytaç Eryilmaz kam als politischer Flüchtling und durfte bleiben und tat es

ungern, zweieinhalb Jahre lang, war hier nicht zu Hause und in der Heimat nicht mehr. Man trifft ihn im „Domit“, dem Kölner „Dokumentationszentrum für Migration“, aus dem ein Museum werden soll, das hofft er jedenfalls. Er sammelt, Koffer, Schallplatten, Fotos, Emigrationsgeschichten, es gibt gute Nachrichten zu registrieren und schlechte, zu den guten Nachrichten gehören 137000 türkisch-, griechisch-, italienisch-deutsche Unternehmen mit 600000 Arbeitsplätzen, gehören erhebliche Beiträge in die Steuer-, die Sozialversicherungs-, die Rentenkassen. Zu den schlechten gehört, dass Ausländer doppelt so häufig arbeitslos sind wie Deutsche, dass gerade bei jungen Ausländern der Anteil derer ohne Berufsausbildung so stark wächst wie nie zuvor.

Aytaç Eryilmaz ist keiner dieser jungen Männer mehr, er ließ ein halbes Leben und einen Beruf hinter sich, in der Türkei, wenn er an seine erste Exilzeit denkt, denkt er an ein Gedicht von Brecht:

*Schlage keinen Nagel in die Wand
Wirf den Rock auf den Stuhl.
Warum vorsorgen für vier Tage?
Du kehrst morgen zurück.*

Er beschloss, nach diesen zweieinhalb Jahren, dass er bleiben würde, weil er es anders nicht ertrug. Andere Exilanten, die er kannte, konnten sich nicht entscheiden. Also gingen sie an dieser doppelten Existenz kaputt.

Um sich entscheiden zu können für das Bleiben, braucht es eine Aufenthaltserlaubnis oder -berechtigung oder -bewilligung oder -befugnis oder was auch immer, und je größer die Sicherheit ist, die dieses Papier verspricht, desto leichter fällt dem Exilanten sein Entschluss.

Die Zeiten aber waren nicht danach, an den Flüchtlingen, den Asylbewerbern entzündete sich der Streit: Wer darf hier leben? Wie darf er hier leben? Wer wird geduldet im Land? „Offene Grenzen für alle“, verlangten die einen, im naiven Glauben an das Unmögliche. „Ausländer raus“, kam von der anderen Seite das Gebrüll.

Das Asylrecht wurde 1993 überarbeitet, wer über einen „sicheren Drittstaat“ einreist, und das sind alle Nachbarstaaten Deutschlands, muss dorthin wieder zurück. Sammellager wurden eingerichtet,

auch zur Abschreckung, und natürlich verschärfte die Zusammenballung die Konflikte, aber die Anzahl der Fremden, das zeigt das Beispiel Ostdeutschlands, muss nicht unbedingt ausschlaggebend für den Fremdenhass sein. Es gab ja nur wenige Ausländer in der DDR, nur knapp 200000, einen Ausländeranteil von etwa einem Prozent. Und der wuchs auch kaum nach der Wende. Aber es wuchs, im Osten wie im Westen, eine blinde Wut.

Im September 1991 vertrieb ein rasender Mob eine Gruppe von Vietnamesen und Mosambikanern aus einer Vorstadt-Siedlung im sächsischen Hoyerswerda. Nur mit sehr viel Glück überlebten im August 1992 rund hundert Vertragsarbeiter, der Ausländerbeauftragte der Stadt Rostock und ein Kamerateam des ZDF ein Pogrom in einem Wohnblock von Rostock-Lichtenhagen. Im November 1992 starben drei türkische Frauen bei einem Brandanschlag in Mölln. In Solingen, im Mai 1993, waren es drei türkische Kinder und zwei Frauen.

Aytaç Eryilmaz, ein eher gelassener Mensch, atmet mühsam, spricht er von jenen Monaten, als Brandgeruch über der Republik lag, als nachts und auch tagsüber Angst hatte, wer im Erdgeschoss wohnte und ausländisch aussah, als er seine Tochter jeden Tag zum Gymnasium brachte und wieder abholte, sie sieht nicht türkisch aus, man sieht es ihr nicht an mit ihren hellen Haaren, aber ihren Namen hat sie natürlich, und wer den kennt – er schweigt.

WER DAMALS KIND WAR, sagt er dann – den müsse das geprägt haben. Es gehört nicht viel Fantasie dazu, in solchen Momenten zu denken, als dunkelhaariges, vielleicht dunkelhäutiges Kind: Sie wollen uns nicht. Wir sollen raus.

Das war die Zeit, als sich die Abschottung verstärkte, der Rückzug in eigene Welten. Es wuchs die Bedeutung des Islam, der Einfluss der Fundamentalisten, in Deutschland und weltweit. Der Druck nahm zu in den Ausländervierteln, jener Druck, der dazu führt, dass sich Mädchen plötzlich vom Schwimmunterricht befreien lassen und mit Kopftuch erscheinen und sagen, dass sie das alles freiwillig tun. Oder dass sie aus der Schule verschwinden, bevor sie zu viel lernen, dass sie nach Hause geschickt und verheiratet



SCHEINHART, ÖZDEMİR

Von den einen als Fachkraft für Integrationsfragen gehandelt und von anderen als Ausländerverräter beschimpft



werden, in der Türkei. Aus den fundamentalistischen Moscheen kommt dieser Druck, als Aufforderung zur Abkehr von der westlichen Welt.

Gut eine Million ausländische Schüler besuchen heute deutsche Schulen, knapp die Hälfte davon junge Türken, und die Hälfte bekommt nur einen niedrigen Abschluss oder gar keinen, unter den Deutschen sind es nur 15 Prozent. Und, das ist die bitterste Erkenntnis: Die hier geborenen sind nicht besser, sondern schlechter als die Generation davor. Der Marsch in die höheren Schulen – er wurde gestoppt. Es wird weniger und schlechter Deutsch gesprochen als früher, jeder vierte Schüler spricht es zu Hause nicht.

Viele Eltern kümmern sich nicht um die Schulkarriere ihrer Kinder, sie können sich nicht kümmern, wegen Sprachproblemen, oder interessieren sich nicht dafür oder hintertreiben sie sogar. Fundamentalistische Muslime wollen ja nicht, dass ihre Söhne und Töchter als Teil dieser Gesellschaft leben. Für sie zählen deren Werte nicht.

IN DER KRIMINALITÄT, noch immer, sind Ausländer führend unter den Tatverdäch-

logistenstudie, dann sind in jedem vierten Fall junge Türken die Täter, ihr Anteil an den Schulkindern aber liegt nur bei neun Prozent. Oft geben sie dabei die Gewalt weiter, die sie zu Hause erfahren. Viermal so häufig wie Deutsche haben sie zu Hause prügelnde Väter erlebt.

Die Rütli-Schule ist keine Ausnahme. Sie ist Normalität.

„Es gibt zu wenig Integration“, sagt einer, der neuerdings öfter zu solchen Dingen seine Meinung sagen soll, Oktay Özdemir, 19 Jahre alt, Schauspieler in Detlev Bucks Berlin-Film „Knallhart“. Und Oktay, der darin sehr glaubhaft einen Neuköllner Kleingangster spielt, wird plötzlich von den einen als Fachkraft für Integrationsfragen gehandelt und von anderen als Ausländerverräter beschimpft.

Oktay Özdemir, dunkler Pferdeschwanz, selbstgewisses Lächeln, rührt in seiner Tasse in einem Kreuzberger Straßencafé, Jungs aus dem Viertel schlendern lässig vorbei, man grüßt lässig, das ist sein Territorium, hier ist er groß geworden, dritte Einwanderer-Generation, der Opa kam 1965 aus der Türkei. Oktays Mutter folgte in den Siebzigern, mit zwölf, hat fünf Kinder erzogen, „gut erzogen“, sagt Oktay, auch ihn, obwohl er ein schwieriger Bursche war.

Oktay, Schauspieler, 19 Jahre alt, blickt auf sich selbst zurück, wie er mit 13, 14 war, „delikanli“ heißt das auf Türkisch und meint diese Halbwüchsigen, die nicht zu kontrollieren sind, „verrücktes Blut“, so sagt man. So war er auch.

Viele sind so, und bei vielen geht es schief. Die

Halbwüchsigen, die Gewalt als Normalität erfahren, zu Hause, in der Gang. Die 13-Jährigen mit Drogen in der Tasche, die ihre Vorbilder in der ganz harten Szene suchen, natürlich gibt es diese Vorbilder im Kiez. Getto-Deutsch, das ist ihre Sprache. Getto-Stolz, das ist die Haltung, auf der Straße, in der Schule, was wollt ihr, wir sind anders und härter als ihr allemal, und wir halten zusammen, gegen euch.

Hätte schiefgehen können, auch bei ihm. Dass das nicht passierte, liegt wohl



daran, dass er etwas zu tun fand, an einen Kinderzirkus geriet, einen ernsthaften, er war damals acht. Ihm gefiel es, nach der Schule den Körper zu quälen mit Akrobatik, und dass er dort für den Film entdeckt wurde, für „König der Diebe“, gefiel ihm noch mehr.

Jetzt redet er flüssig über Erziehung und dass die Kinder wieder Respekt lernen müssten, sagt er vor Lehrern und Eltern, und wenn die Eltern das nicht schaffen, vielleicht viele deutsch-türkischen Lehrern etwas dazu ein? So wie in Kreuzberg, sagt er, sollen seine Kinder eigentlich nicht leben. „Ich bin in Kreuzberg zu Hause, aber irgendwann will ich anders leben, nicht mehr so modern.“

Oktay Özdemir, 19 Jahre alt, träumt sich eine schöne Welt für Familien zusammen, mit Natur und so, nicht wie im Getto, er ist ja selbst Vater, seit zwei Jahren, er sagt, er sei es gern.

Kann sein, dass er für die Kleinen in Kreuzberg ein Beweis ist, dass man es schaffen kann, draußen. Wäre das so, er wäre stolz.

Es gibt diejenigen, die den Weg in die deutsche Gesellschaft suchen und finden, als Vorbilder, als Jurastudentin, Schauspieler, Hip-Hop-Star. Und es gibt diejenigen, die den Weg in die andere Rich-



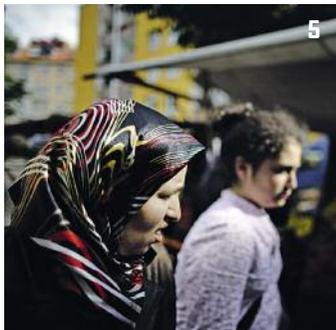
tung wählen, Menschen wie Hülya Kandemir, die mittendrin war und dort nicht bleiben wollte, Hülya, mit ihrem seltsamen Weg zwischen Popmusik und Islam.

HÜLYA KANDEMIR, sechstes von zehn Kindern, ertrug den Besuch des Gymnasiums, obwohl ein Kandemir-Kind sonst höchstens auf die Realschule ging. Sie hatte evangelische Freunde, wurde Müsli-Mädchen und machte sich Sorgen um die Dritte Welt. Wurde Schulsprecherin und richtig gut am Schwebelbalken, und manchmal trank sie sogar ein Glas Sekt.

Sie war genau so integriert, wie es sich deutsche Politiker jetzt wünschen, aber das ist vorbei.

„Himmelstochter“ nennt sie sich in ihrer Autobiografie, die im vergangenen Herbst erschien, „Mein Weg vom Popstar zu Allah“ heißt der Untertitel, und Hülya sitzt an einem heißen Tag im Westpark, den Englischen Garten mag sie nicht, zu viele halb Nackte dort, zu viel Bier. Sie trägt ihr langes, grünes Gewand, grün wie die Farbe des Islam, und das weiße Kopftuch dazu, sie schaukelt Hamza, ihren Sohn.

Mit 18 ist sie zu Hause ausgezogen, was ein türkisches Mädchen normalerweise nicht tut, sie machte Musik und hatte Erfolg, im Raum München jedenfalls. Aber sie hatte auch einen ältesten Bruder, Mesut, der religiös war, viel strenger religiös als Hülyas Eltern. Der sich



mit Mutter und Vater über den Glauben stritt. Der in der Türkei, beim Urlaub, mit Handtüchern herumlief, um die bikinitragenden Schwestern zu bedecken, Hülyas großer Bruder, der noch wichtiger wurde, als der Vater früh verstarb. Ohne Mesut wäre sie sicher nie auf dieses Sommerlager für islamische Mädchen gegangen, mit 15, wo man fünfmal am Tag betete und selbstverständlich das Kopftuch trug. Ein Sommer, der Spuren hinterließ.

SIE WAR MUSIKERIN mit Rastalocken und Gitarre und führte ein westliches Leben, aber Mesut mahnte, und sie hörte zu. Sie begann zu beten, nach den Regeln des Islam, zum Beten setzte sie das Kopftuch auf. Und schließlich den ganzen Tag.

Einen Imam fragte sie um Rat, wie denn ihre Auftritte auf der Bühne aus der Sicht des Islam zu sehen seien? Musik, so erfuhr sie, dürfe nicht dazu geeignet sein, Lust zu erwecken. Und eigentlich sei es nicht gut für Männer, fremde Frauen singen zu hören. Vor Männern singt sie seither nicht mehr.

Hülya Kandemir hat einen tiefgläubigen Muslim geheiratet, was Mesut, dem frommen großen Bruder, gut gefiel.

Es ist kein drastischer Rückzug, keiner ins Getto, aber ein Rückzug allemal. Und es sind deutlich mehr junge deutsche Türken als früher, die diesen Weg gehen, und Saliha Scheinhardt sagt, sie habe sich immer gewundert, wie lax Deutschland in dieser Kopftuchfrage war.

Jetzt diskutieren deutsche Politiker über Kindergartenpflicht und wollen deutsch-türkische Lehrer und Polizisten und führen Deutsch- und Integrationskurse ein, spät tun sie das, zu spät?

1
Moschee in Hamburg

2
Anti-Islam-Demonstration
in Berlin

3
Gemüseauslage in türkischem
Geschäft

4
Muslim beim
Freitagsgebet

5
Am Maybachufer in
Berlin-Neukölln

6
Deutsch-türkische Fußballfans
beim Public Viewing



Sie werden nicht alle erreichen können, die Verbohrten nicht, wenn überhaupt, dann erreicht man die nur aus den Migrantengemeinden selbst heraus.

Man muss ihn wollen, den Weg in diese Gesellschaft, bei Saliha Scheinhardt war es der Ehrgeiz, der sie auf diesen Weg gebracht hat, bei Oktay Özdemir das Glück, etwas zu tun zu finden, in diesem Zirkus, bei Aytaç Eryılmaz der bittere, ernsthafte Entschluss: Ich bin hier, ich bleibe, also gehöre ich dazu. Und man muss die Hoffnung haben, dass man seinen Platz in dieser Gesellschaft finden kann.

Hülyas Brüder, die beiden jüngeren jedenfalls, sind anderer Meinung. Mit der deutschen Wirtschaft, meinen sie, werde das wohl so schnell nichts mehr. Anderswo sei es besser.

Sie reden jetzt vom Auswandern in die Türkei. ■

